

BAYERISCHE AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN

3.12.60

RUDOLF PFEIFFER

Philologia Perennis

FESTREDE

MÜNCHEN 1961

VERLAG DER BAYERISCHEN AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN

In Kommission bei der C. H. Beck'schen Verlagsbuchhandlung München

PHILOLOGIA PERENNIS

FESTREDE

*gehalten in der öffentlichen Sitzung
der Bayerischen Akademie der Wissenschaften
in München am 3. Dezember 1960*

von

RUDOLF PFEIFFER

o. Mitglied der philosophisch-historischen Klasse

MÜNCHEN 1961

VERLAG DER BAYERISCHEN AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN

In Kommission bei der C. H. Beck'schen Verlagsbuchhandlung München

Hohe Festversammlung,

Die Ankündigung des Titels 'Philologia perennis' ließ vielleicht bei einigen Lesern den Verdacht aufkommen, es handle sich um ein technisches Versehen; es sollte wohl 'Philosophia perennis' heißen. Ein solcher Verdacht wäre nicht berechtigt. Denn es soll hier in der Tat von Philologie die Rede sein, und zwar von der klassischen Philologie, nicht von Philosophie. Aber begreiflich wäre der Verdacht; die perennis-Formel ist ja für die Philosophie erfunden worden und durch Leibniz in Umlauf gekommen. Es mag ein wenig anmaßend klingen, die Formel nun auf die Philologie zu übertragen, und von einer 'immerwährenden' Philologie zu sprechen. Gemeint ist damit die Besinnung auf fruchtbare geschichtliche Momente, in denen etwas Gültiges errungen wurde, das sich im Wandel der Zeiten und der Völker als bleibend behauptete oder sogar entfaltete. Darin, nicht in der bloßen Kontinuität der Philologie durch die Krisen der Weltgeschichte, käme die echte philologia perennis zum Vorschein. Und das wäre etwa dem analog, was Leibniz auf dem Felde der Philosophie um 1700 mit 'perennis philosophia' meinte, wobei er sich bewußt der Prägung eines Polyhistor der italienischen Spätrenaissance bediente.

Am festlichen Tage der Akademie der Wissenschaften darf ich mich wohl auf die Geschichte der Wissenschaft beschränken, und die unlösbar mit der klassischen Philologie verbundenen humanistischen Bewegungen und die davon untrennbare humanistische Schulbildung heute – nicht gerne – im Hintergrunde lassen. 'Die Akademie ist das Asyl der klassischen und philologischen Studien, falls es gilt, Angriffe der Barbarei abzuwehren', lautete ein Bekenntnis Friedrich Thierschs, unseres langjährigen Präsidenten, dessen hundertsten Todesjahres wir heuer an anderer Stelle gedenken durften.

Wann, so fragen wir zuerst, ist die Philologie als Wissenschaft begründet worden und von wem? Von den Griechen; aber nicht von den frühen, die ihre großen Schöpfungen auf den Gebieten der Literatur und Philosophie, der Mathematik und der Wissenschaften von der Natur vollbrachten, sondern von den späten. Erst vom Beginn des dritten vorchristlichen Jahrhunderts ab hat es im griechischen Alexandrien eine kritische Philologie als eigene ihrer selbst bewußte Disziplin gegeben. Die völlige Umwälzung durch die Stürme der Alexanderzeit im letzten Drittel des vierten Jahrhunderts war beendet und die neuen Monarchien formten und festigten sich; die Souveräne und ihre Beamten, nicht mehr die freien Bürger waren die Träger der staatlichen Ordnung. Die ganze Vergangenheit mußte dem rückschauenden Blick zum erstenmal als etwas Abgeschlossenes erscheinen: nicht nur die politische und gesellschaftliche, sondern die gesamte geistige Vergangenheit mit ihren großen Schöpfungen. Eine Welt herrlichster Erscheinungen hinter sich zu haben, in einer verwandelten Welt dem Einst gegenüberzustehen, war ein ganz neues Gefühl; aus ihm erwuchs manchem auch eine neue Verpflichtung, sich zu wehren gegen die Vergänglichkeit des Besten, was die Alten, *οἱ παλαιοί*, gedacht und gedichtet hatten. Dies war die Geburtsstunde der Philologie.

Der Vorgang selbst war eigenartig, ja erregend und einzigartig; ihn richtig zu deuten, ist entscheidend für unsere ganze Betrachtung. Aus unseren dürftigen Quellen hoffe ich etwa folgendes rekonstruieren zu können: am Anfang stand die Erneuerung der eigenen Poesie und die Liebe der Poeten zu den großen früheren Dichtungen, besonders zu Homer; diese Hingabe wurde der unmittelbare Anstoß zur gelehrten, zur kritischen Betätigung. Im vierten Jahrhundert hatten sich bei den meisten poetischen Gattungen Anzeichen der Erschöpfung oder gar der Auflösung gezeigt; es war die Zeit großer Kunstprosa. Dagegen tritt uns nach der Jahrhundertwende, vor allem in Alexandrien, eine Dichtung von klarer Formbestimmtheit und geistiger Haltung entgegen. Es war zum erstenmal eine Dichtung um der Dichtung willen. In der ganz persönlichen und kennerischen

Wahl des Gegenstandes, in der Beschränkung auf kleinere Maße, in der zur Vollendung durchgebildeten sprachlichen und metrischen Gestalt sollte sich die neue Meisterschaft bewähren. Um der eigenen Dichtung willen versenkte man sich in jene Meisterwerke der abgeschlossenen Vergangenheit, nicht um sie nachzuahmen, sondern um sich an ihnen zu schulen; und darum wagte man sich an den Versuch, die Trübungen durch eine jahrhundertelange Überlieferung zu beheben und ihre ursprüngliche reine Form wieder aufzudecken. Zum erstenmal ist das Bild von der 'reinen Quelle' im Gegensatz zu abgeleiteten, verschmutzten Gewässern von einem führenden Dichter der Zeit auf Literarisches übertragen worden; es ist ein Lieblingsbild der Humanisten geworden in immer neuen Variationen und schließlich ein Grundbegriff der Wissenschaft. – Die spärlichen Fragmente und Berichte bezeugen uns zunächst eine Personalunion des Dichters und Gelehrten, worin das Dichterische voransteht. Es ist nicht so – wie man zu sagen pflegt –, daß 'die hellenistische Dichtung in den Händen der Philologen lag', sondern umgekehrt: aus den Händen der Dichter kam die Philologie, sie ist eine Stiftung der Dichter.

Der erste dieser Poeten um das Jahr 300 war Philitas von der Insel Kos; mit besonderem Nachdruck wird er von unserer besten griechischen Quelle als ποιητῆς ἅμα καὶ κριτικός bezeichnet, als 'Dichter zugleich und Gelehrter', was die erhaltenen Bruchstücke bestätigen. Auf seiner Heimatinsel wurde Philitas um das Jahr 305 von dem ersten Ptolemäer, dem bedeutendsten Heerführer Alexanders des Großen und einem gewichtigen Darsteller der Zeitgeschichte, zum Erzieher seines Sohnes bestellt, und dieser Sohn, Ptolemaios der Zweite, wurde als König von Ägypten zusammen mit Arsinoe der liberalste Förderer jener Dichtung und jener Wissenschaft, deren erster Repräsentant sein Erzieher gewesen war. Ein anderer persönlicher Schüler des Philitas war der Philologe, der als erster sich ganz dem Studium des Homertextes und der homerischen Sprache im großen Stil und in methodischer Weise widmete, Zenodot von Ephesos; er allein hat uns z. B. am Anfang der Ilias den echten Text erhalten *ὠωνοῖσί τε δαῖτα* 'und den Vögeln zum Mahl' statt des leeren

‘und allen Vögeln’, *οἰωνοῖσι τε πᾶσι*, das leider fast alle modernen Herausgeber annehmen. Zenodot wurde der erste Bibliothekar des im Bezirk der Königsburg neugegründeten Museenheiligtums, des *Μουσείου*. Wir sehen also deutlich: erst nach Philitas, dem poeta doctus, folgt in der nächsten Generation der Gelehrte, der nebenbei auch Gedichte geschrieben haben soll, folgen die für die Forschung notwendigen Institutionen, ja wahrhaft imposante Organisationen. Diese rein zeitliche Abfolge ist deshalb hier so scharf pointiert, weil schon dieser nachweisbare Ursprung der neuen erkennenden Wissenschaft aus dem Geiste der Poesie für ihre Natur und ihre Dauer von höchster Bedeutung ist. Zugleich wird die völlig andere Perspektive deutlich, die diese alexandrinische Philologie von Aristoteles und seiner athenischen Schule unterscheidet, der sie, wie anderen Vorgängern aus dem Kreise der Historiker und Philosophen, unermesslich viel im einzelnen verdankt. Der rückwärts gewandte Blick des Philosophen hatte nach allgemeinen Gesetzen gesucht, nach dem Wesen, nach der ‘Natur’ des Epos oder der Tragödie der Vergangenheit; den poetae novi des dritten Jahrhunderts aber ging es um ihre eigene poetische Praxis und um die ihrer Schüler, also um die Gegenwart und um die Zukunft, wenn sie sich um die alten Texte bemühten.

Das Ringen um den echten Text, um den authentischen Wortlaut begann; diese im wahren Sinne unendliche Aufgabe wurde damals gestellt. Homer, vor allem der Dichter der Ilias, trat an die erste Stelle und behauptete sie in der alt- und mittellgriechischen Welt für immer. Die Sammlung aller erreichbaren Homerhandschriften mußte der erste Schritt sein. An den Umgang mit Büchern konnten sich die Griechen offenbar nur schwer gewöhnen; erst diese neue Welt nach Alexander, der Hellenismus, wurde eine Bücherwelt der Schreiber und der Leser – zum Mißvergnügen mancher Schwärmer für Natur und Leben. Die Papyrusrollen häuften sich in der großen Museumsbibliothek und nach der Mitte des dritten Jahrhunderts auch in der kleineren Serapeumsbibliothek zu Hunderttausenden; Reste von einigen tausend Papyri hat der trockene Boden bestimmter Bezirke Ägyptens uns aufbewahrt und in den letzten Jahrzehnten wieder-

geschenkt, darunter manche Kostbarkeit. Bei der Sichtung und Ordnung des riesigen Bestandes mußte man zum erstenmal versuchen, möglichst zuverlässige Handschriften herauszufinden, die schlecht bezeugten Lesarten als verdächtig zu notieren oder gar auszuschneiden; dann dort, wo die Überlieferung eindeutig war, aber gegen den Sprachgebrauch und Sinn zu verstoßen schien, die Verderbnis zu heilen. Dies war das Geschäft des Edierens der Texte; manche taten den weiteren Schritt und füllten gesonderte Papyrusrollen mit der Erklärung der Autoren. Sie lichteten den Wortlaut und sie erleuchteten den Sinn; von Homer ausgehend leisteten sie das gleiche für die lyrische und dramatische Poesie und schließlich für die Kunstprosa.

Aber sie taten das nicht wahllos für den ganzen in den Bibliotheken gestapelten und verzeichneten Bestand, sondern sie suchten das Gute vom weniger Guten zu scheiden, was man griechisch *κρίνειν* nennt, wie sie ja selbst, Philitas und seine Nachfolger, zunächst *κριτικοί* genannt wurden. Sie mußten sich nach gewissen Kriterien entscheiden für die jeweils richtige Lesart, für die richtige Deutung, für die richtige Aufnahme unter die besten Autoren, die die Römer später in ihrer militärisch-politischen Sprache die *classici* nannten, d. h. die Angehörigen der ersten Klasse. Diese Kriterien sind mitbestimmt von der neuen eigenen Dichtung des Frühhellenismus, die ja den Impuls zu der gelehrten Bewegung gegeben hatte. Mit solchen Gesichtspunkten, wie dem einer formellen Vollendung im Sprachlichen und Metrischen, eines vernünftigen Sinnzusammenhangs, einer geziemenden Wiedergabe des Inhaltlichen, einer grundsätzlichen Abneigung gegen Breite und Konvention, besonders gegen Wiederholungen und jede Art von Typik, trat man an die alte epische Poesie heran. Was man selbst erstrebte, glaubte man dort zu finden, und weil man es dort zu finden glaubte, strebte man selbst danach. Dies Im-Kreise-Gehen ist gewiß eine Quelle möglichen Irrtums, und ständige Wachsamkeit gegenüber den Urteilen ist nötig. Trotz allem liegt Größe darin, daß der erkennende Geist der hellenistischen Dichter und Kritiker sich gewissermaßen identifizierte mit dem schöpferischen Geist, der die großen Werke

hervorgebracht hatte, und daß er deren getrüben Wortlaut und Sinn aus eigener Kraft wiederherzustellen wagte.

Aristarch, gegen die Mitte des zweiten vorchristlichen Jahrhunderts die bedeutendste Erscheinung in der Folge der alexandrinischen Philologen, vertrat die unanfechtbare Maxime, durch genaue Sprachbeobachtung und durch vollzählige Stellenvergleiche Homer möglichst aus sich selber zu erklären; seine Praxis konnte freilich den angedeuteten zeitbedingten Gefahren nicht ganz entgehen. Aristarchs Prinzip stand im Gegensatz zu dem der stoischen Philosophenschule in Pergamon, die bleibende Verdienste um die Ausbildung der Sprachtheorie hat, so daß wir ihre Terminologie in der Schulgrammatik zum Teil heute noch gebrauchen. In der Dichtererklärung aber verfocht die Stoa die These, daß Dichterworte, insbesondere bei Homer, etwas ganz anderes sagen, als sie im Grunde meinen; sie seien *ἀλληγορίαι* und man müsse ihren 'Hintersinn', die *ὕπόνοια*, erfassen. Nicht aus den eigenen Äußerungen, sondern aus einem kosmologischen oder ethischen System heraus, das unter den Gestalten und Erzählungen verborgen sei, müsse man die Poesie erklären, und der berufene Interpret dieses wahren Sinnes sei der Philosoph. Der Gegensatz, der hier in seiner ganzen Härte erscheint, wiederholt sich in wechselnden Formen: in der späten, auch in der christlichen Antike, im Mittelalter, in Renaissance und Barock; ja im neunzehnten und selbst in unserem zwanzigsten Jahrhundert ist die uralte allegorische Deutungsweise keineswegs tot, auch wenn sie sich an Stelle von kosmologischen oder ethischen Philosophemen etwa ethnologischer, anthropologischer, soziologischer, psycho-analytischer Theorien bedient. Der aristarchischen Philologie, die ganz unsystematisch in der Linie der führenden hellenistischen Poeten blieb, fiel die Rolle des guten, des kritischen Gewissens zu. In den einhundertundfünfzig Jahren von 300 bis 150 vor Christus war die Dichtung verblaßt; aber die ihr entsprungene Wissenschaft hatte sich als ein kräftiger neuer Typus befestigt, als eine ihrer selbst bewußte eigene Disziplin, wie wir am Anfang sagten. Die Frage war nun, ob und wie dieses griechische Grundelement sich behaupten konnte oder gar die Kraft

hatte, sich zu entfalten, offen zu bleiben für alles ihm organisch Gemäße und nach Rückschlägen sich zu erneuern.

Die erste Probe war die Aufnahmebereitschaft Roms; ihr ist es vor allem zu danken, daß man von einer philologia perennis sprechen darf. Wiederum gingen die Dichter voran. Der 'Vater der römischen Poesie', Ennius, hat in der ersten Hälfte des zweiten Jahrhunderts vor Christus, also eben zur Zeit der großen hellenistischen Philologen, in seinem historischen Epos nicht nur seine Dichterweihe auf dem griechischen Musenberg erzählt, sondern sich auch ausdrücklich als Gelehrten bekannt, wenn man die Formel 'dicti studiosus', 'des Wortes beflissen' auf die Philologie beziehen darf. Das eigentlich Neue in Rom ist nun dies: zum erstenmal wird die dem Geiste des Hellenismus entsprungene Philologie in eine andere Sprachwelt übernommen. Damit beginnt die Vergleichung zweier Sprachen und Literaturen, die Probleme des interpretari, imitari, aemulari – des Übersetzens, des Entlehnens, des Wetteiferns – werden aktuell und bleiben es seitdem für alle Zeiten. Nur in der bescheideneren Form der Latinisierung konnte die Philologie übernationale Bedeutung und allgemeine Verbreitung in der westlichen Welt erlangen. Dazu kommt, daß diese musischen Bemühungen in römischen, zunächst aristokratischen Kreisen gewertet wurden als ein Weg zum 'humanum', zu dem, was ein anständiger, gesitteter Mensch sein sollte. Cicero formulierte: 'Wer mit den Musen Umgang hat, das heißt, mit menschlicher Bildung und Wissenschaft, cum humanitate et doctrina.' Anerkannt als studia humanitatis können, ja sollen die philologischen Studien, die doctrina, schließlich für jedes Volk fruchtbar werden und für jede Zeit.

Im Osten trat die christliche Botschaft in die hellenisierte Welt ein, auch in die wissenschaftliche, in die Bücherwelt Alexandriens. Diese war nicht mehr schöpferisch, aber auch in dieser Phase des Abstiegs blieb Alexandria der Hauptsitz der γραμματικοί bis zum Ende des Altertums. Durch die Menschwerdung Christi war für eine immer wachsende Zahl von Gläubigen ein völlig neues Lebensziel aufgestellt und das Neue Testament in griechischer Sprache, dem sich das Alte Testament als

Vorbereitung zugesellte, war nun *das* Buch, τὰ βιβλία, die Bibel. Nicht von der göttlichen Muse, wie die homerischen Epen, sondern vom Geiste des einen Gottes inspiriert, erhob sich über jenen vielfältigen Bücherbestand der ausgewählten Klassiker das Buch der Bücher. Die Philologie überstand damals nicht nur ernste äußere Krisen, sondern erweiterte ihre Tätigkeit und erhöhte ihre Geltung. Wie sie in Rom den Schritt vom Hellenisch-Nationalen zum Humanum im weitesten Sinne getan hatte, so jetzt vom Humanum zum Divinum. An zwei Einzelbeispielen ließe sich das am besten erläutern, die hier nur gestreift seien: am riesigen Lebenswerk des geborenen Alexandrinerers Origenes am Anfang des dritten nachchristlichen Jahrhunderts, der die am Homer entwickelte Editionstechnik des Aristarch bis in Einzelheiten auf seine Ausgabe des Alten Testaments übertrug, und im christianisierten Westen an der um das Jahr 400 vollendeten lateinischen Bibel des heiligen Hieronymus, der von dem berühmtesten westlichen Grammatiker, von Donatus, das philologische Handwerk gelernt hatte.

Die Bibel, ein Buch, das zugleich Gottes Wort und menschliches schriftliches Werk ist, stellte die griechischen und lateinischen Interpreten vor eine neuartige subtile Aufgabe. Um sie zu bewältigen, begann man zwischen der Erklärung des Buchstaben, der littera, und der Erfassung des göttlichen Geistes, des λόγος, stärker zu unterscheiden, als das in spätantiken philosophischen und rhetorischen Theorien oder auch bei Philo von Alexandrien in seinen Erläuterungen zum Pentateuch geschah. Im Gegensatz zur weltlichen Literatur, der 'saecularis litteratura', sprach man schließlich von 'sacrae scripturae', von heiligen Schriften. Da sich nun die im Zusammenhang damit entfaltende eigene 'critica sacra' in eine Art doppelte Auslegung spaltete, so konnte dies in allen folgenden Zeiten hinüberwirken auf die an den Klassikern geübte 'ars critica'; auch sie konnte immer wieder dahin gelockt werden, sich zu teilen in eine sogenannte 'reine Philologie' niederer Ordnung und in eine höhere, die den Geist im literarischen Werk erfaßt. Ein solcher Spaltungsprozeß wäre wohl das ärgste ausdenkbare Verhängnis. Die menschliche Un-

zulänglichkeit, die Verschiedenheit der Begabung und Neigung zwingen freilich dem einzelnen Forscher zu allen Zeiten Beschränkung auf; aber *die* Philologie muß die *eine*, unteilbare, Profanes und Sakrales, Wort und Geist umfassende Wissenschaft bleiben, wenn sie sich nicht selbst aufgeben will. Universale Geister wie Erasmus oder der am Anfang zitierte Leibniz haben Mahnungen in diesem Sinne hinterlassen.

Wenn wir das bloße Weiterleben der Philologie durch die Katastrophen der Völkerwanderung und den Einbruch des Islam zu verfolgen hätten, dann wäre über die Spätantike und über das Mittelalter in Ost und West sehr viel zu sagen. So aber, da unser Blick auf schöpferische Augenblicke und gültige Errungenschaften gerichtet ist, sei nur das Ergebnis angedeutet aus dem Widerspiel der zerstörenden und der erhaltenden Kräfte vom fünften bis zum dreizehnten Jahrhundert: es ist der Verlust des weitaus größeren Teiles des riesigen literarischen Erbes, besonders auf der griechischen Seite, und andererseits das Wunder der Bewahrung eines Restes, der immer noch das Kostbarste enthält: von Homer über Pindar und das Drama, über Herodot und Thukydides zu Platon und Aristoteles – von Cicero zu Virgil und Horaz, zu Livius und Tacitus; dazu die natürlich besser behüteten Bücher der Bibel und der kirchlichen Schriftsteller. Trotz allen Ansätzen zu Restaurationen in Ost und West, ja trotz allem Sammeleifer des zwölften Jahrhunderts auf klassischem Gebiet, trotz allen systematischen Leistungen des dreizehnten Jahrhunderts im Zusammenhang mit der Wiedererweckung des Aristoteles in der Pariser Hochscholastik, drängt sich doch *ein* Gedanke auf: um die kritische Reinerhaltung und um die sprachliche sinn-gemäße Erläuterung der Texte wäre es nicht gut bestellt gewesen, wenn nicht im Westen eine neue Bewegung eingesetzt hätte, wie sie der byzantinische Osten nie erlebte.

Es waren die größten Sprachschöpfungen der eigenen römischen längst abgeschlossenen Vergangenheit, die den italienischen Dichter Petrarca in seiner frühesten Jugend bezauberten, Virgil und Cicero; der Sinn für den Klang und für die Bedeutung der Sprache erwachte in dem jugendlichen Dichter und damit das

Verlangen nach der intimen Kenntnis der Werke und ihrer Meister, um von ihnen zu lernen. Es galt, die in den Bibliotheken der Klöster und Kathedralen verborgenen Handschriften aufzustöbern und die in Jahrhunderten durch gutwillige, aber vielfach unwissende Kopisten entstellten Texte in ihrer originalen Form wiederzugewinnen. Das allerneueste und ergreifendste Beispiel von Petrarca's Textkritik brachte die Entdeckung der Liviushandschrift im Britischen Museum vor etwa 10 Jahren, deren Rand der schwärmerische poeta und feierliche orator selbst mit schlagenden Verbesserungen versah; und es ist kaum ein Jahr her, daß sich in Oxford ein Sueton-Codex fand, den Petrarca offenbar jahrzehntelang als sein Handexemplar benützte und mit persönlichen Marginalien zierte. Petrarca ist in der Tat für die Philologie viel wichtiger, als man bisher annehmen konnte. Er gehört zu den seltenen Geistern, in denen Enthusiasmus und Kritik sich zur gegenstrebigem Harmonie vereinen. Als seine echten Nachfolger schritten Lorenzo Valla und Angelo Poliziano im fünfzehnten Jahrhundert auf seinen Wegen über ihn hinaus; ja, Angelo Poliziano wagte es als erster Nichtgriecher, verdorbene griechische poetische Texte zu verbessern und verlorene griechische Gedichte aus Zitaten und Nachbildungen zu rekonstruieren; dies und vieles andere war das streng gelehrte Werk eines italienischen Dichters, den man den größten seines Jahrhunderts genannt hat. Petrarca hatte seinen Virgil mit dem riesigen spätantiken Kommentar des Servius immer bei sich; es war ein wesentlicher Vorteil für die italienischen Humanisten, daß sie viele antike Texte mit antiken Erläuterungen lesen und so von ihren Vorgängern lernen konnten. Griechische aus dem Osten hergereiste oder ausgewanderte Gelehrte brachten längst vor dem Fall von Konstantinopel und auch nachher mit den griechischen Klassikern die spätantike und byzantinische exegetische und lexikalische Literatur herüber und wirkten persönlich als Lehrer. In dem erlauchten mediceischen Kreis wurde Platon samt seinen neuplatonischen Kommentatoren zu weltweiter Wirkung erweckt.

So war um das Jahr 1500 das gesamte noch erhaltene antike und frühchristliche Schrifttum für den Westen neugewonnen. Ja

nicht nur dies; der Antrieb, sich um die romanischen und germanischen Sprachdenkmäler in ähnlicher Weise zu bemühen, kommt von hier und führt zur allmählichen Begründung der modernen nationalen Philologien in dieser Epoche, nicht erst in der Romantik. Eine glückliche Stimmung war geschaffen, und die Druckerpressen arbeiteten fieberhaft. Der, der das Neue Testament und die Kirchenväter in den Mittelpunkt seiner unbegreiflich umfassenden Tätigkeit stellte, Erasmus von Rotterdam, hat die 'Methode' seiner Philologie in den vielen Ausgaben seiner Bibelausgabe anmutig und zwanglos geschildert: das Geschäft des Editors bis in alle Einzelheiten, auch der sinngemäßen Interpunktion – denn ein falsches Komma könnte eine Häresie ergeben –, dann die Aufgabe des sprachkundigen Grammatikers und die des sachkundigen Antiquars. Er war ein Bewunderer des Hieronymus, den er zu verbessern trachtete, und der leidenschaftlichste Verehrer des Origenes, dem er keineswegs blindlings folgte. Wie es das Ziel seines ganzen Lebenswerkes war, 'durch Freiheit des Geistes zur wahren Frömmigkeit' zu kommen, – nach seinen eigenen Worten 'per libertatem spiritus ad veram pietatem' –, so durch die *ars critica*, durch die Kunst der freien Kritik zur evangelischen Wahrheit, zur 'veritas evangelica'. Es gibt nur *eine* Philologie, keine in profane und sakrale gespaltene, es gibt nur *einen* Weg des 'cognoscere, intellegere, scire', des Erkennens, Verstehens, Wissens, zur reinen Quelle, 'ad purissimum fontem', zur Wahrheit. Diese Einheit der Philologie dient der Einheit der christlichen Völker unter der einen Kirche, deren doctrina, deren echte Lehre, sich mit dem Evangelium zu einem Ganzen zusammenschließt. Trotz allen Anfeindungen und Mißverständnissen bleibt die erasmische Philologie ein grandioses Zeugnis der philologia perennis. Von ihr führt der Weg zu den benediktinischen Gelehrten, den Maurinern in Frankreich, die die Herausgabe aller griechischen und lateinischen Väter in monumentaler Weise vollendeten, und zugleich führt von Erasmus der Weg zu den größten klassischen Philologen der folgenden Jahrhunderte in Frankreich und in England, zu Scaliger und zu Bentley.

Joseph Justus Scaliger ist in jener glänzenden Musengenossenschaft von Dichtern und Gelehrten am Collège Royal in Paris aufgewachsen, die von ihrem genialen Lehrmeister Jean Dorat inspiriert war; aber Scaliger überragte den ganzen Kreis. Mit der Beherrschung der antiken und der orientalischen Sprachen verband er die der Mathematik und Astronomie als ein etwas älterer Zeitgenosse von Galilei und Kepler. Er schritt fort zur Rekonstruktion von Verlorenem; seine kühne Wiederherstellung eines verlorenen Teiles der Chronik des Eusebios wurde durch einen glücklichen Fund zwei Jahrhunderte später im wesentlichen bestätigt: was eine Ermunterung des erfinderischen Forschergeistes bedeutet und einen Schlag für die unfruchtbaren Nörgler und Skeptiker. Berühmt wurde ein zuverlässig überlieferter Stoßseufzer Scaligers: 'O daß ich doch ein guter Grammatiker wäre!' 'utinam essem bonus grammaticus' – aber dies ist eines von den vielen bösen Halbzitaten, die den Sinn völlig verfälschen. Scaliger fuhr fort: 'nur von der Unkenntnis der Grammatik hängen die religiösen Zwistigkeiten ab'. Er meinte also nicht die elementare Schulgrammatik, sondern verstand die *γραμματική* im umfassenden Sinn der großen Hellenisten als jene Kritik, die den Text auf seinen Wahrheitsgehalt prüfte: das gleiche also, was wir bei Erasmus gefunden hatten, den er besonders verehrte.

Nach jenen Zeiten, in denen in Frankreich und dann in Holland die Instrumente der Forschung und die Arsenale der antiken Realien geschaffen wurden, erhob sich Ende des siebzehnten Jahrhunderts in England der strahlende Genius von Richard Bentley mit der scharfen Schneide seines Verstandes und mit der kräftigen Anmut seines persönlichen Stils. Seine im vollen Sinn 'divinatorische' Kritik heilte nicht nur scheinbar hoffnungslos zerstörte Texte, besonders Dichterzitate, sondern ging – in anderer Weise als Scaliger – über das Überlieferte hinaus; er postulierte aus sprachlichen und metrischen Gründen in dem ursprünglichen Homertext einen Laut, ein 'Vau', das in der schriftlichen Überlieferung verloren gegangen und von der Homerphilologie bisher nicht vermißt worden war; die Sprachforschung des 19. Jahrhunderts erwies die grundsätzliche Richtigkeit eines viel bespöttelten

Postulates. Auf dem Felde der Echtheitskontroverse ganzer Schriften schuf Bentley in seinen 'Phalarisbriefen' ein ähnlich gültiges Exempel. Seine viel zu wenig beachteten Predigten aber gegen Atheisten und Deisten enthüllten die tiefe Überzeugung, die seinen kritischen Operationen zugrunde lag: es bestand für ihn eine Analogie zwischen der vernünftigen Harmonie des klassischen Kunstwerks, die – wie z. B. bei Virgils Aeneis – durch die Vernunft wiedererkannt, und wo sie gestört ist, durch vernünftige Kritik wieder hergestellt werden kann. Den Anlaß zu den Predigten gab eine Stiftung eines der größten Naturforscher der Zeit, des Chemikers Robert Boyle; Bentley bezog sich in ihnen mehrfach auf Newtons eben veröffentlichte Principia, und dies wiederum hatte den Briefwechsel zwischen den beiden zur Folge.

Auf einer solchen Höhe bewegte sich das wissenschaftliche Leben in Deutschland damals nicht. Aber bald nach Bentley's Tode im Jahre 1742 verbrachte ein armer junger Schulmeister in einer brandenburgischen Kleinstadt die langen Winternächte über der Lektüre der griechischen Dichter, Philosophen und Historiker: Johann Joachim Winckelmann. Später las er die homerischen Epen dreimal ganz in einem Winter, dann die sieben Tragödien des Sophokles, und Platon. Seine unmittelbare und dauernde Ergriffenheit mag erinnern an jene Bezauberung Petrarca's durch Virgil und Cicero. Aber diesmal traf der berückende Klang der Sprache nicht das Ohr eines Dichters und Philologen; Winckelmann hatte beim Lesen eine Vision. 'Die Glut des jonischen Himmels' ging ihm auf, wie er sagte, und 'das Siebengestirn des himmlischen Sophokles'. Er *sah* etwas ganz Neues, das er allmählich in Worte zu fassen suchte. Die Dichter und Platon hatten ihm die Augen geöffnet für die griechische bildende Kunst, die er dann andere sehen lehrte. Die innere Teilnahme am schöpferischen Prozeß führte auch hier zum Erkennen der Werke. In seiner hinreißenden Sprache enthüllte er sowohl ihre einmalige Größe im Ganzen, als die verschiedenen sich aus einander entwickelten Zeitstile; so wurde er der Erwecker eines auf das klassische Griechische gerichteten 'neuen' Humanismus und zugleich der Begründer einer historischen Schweise. An der Gedächtnisschrift, der

Goethe rückschauend im Jahre 1806 den treffenden Titel gab 'Winckelmann und sein Jahrhundert', arbeitete als Philologe der dem Dichter und Wilhelm von Humboldt damals eng befreundete Friedrich August Wolf mit. Dieser war Winckelmanns 'großen und allgemeinen Ansichten des Ganzen' ebenso offen wie Bentley's Text- und Echtheitskritik. Wolf machte am Homer den ersten Versuch, die Geschichte eines antiken Textes zu entwerfen, wozu ein eben in Venedig entdeckter Codex mit gelehrten Randscholien ihm die Grundlage lieferte. Aus den historischen Schicksalen der Überlieferung vom dritten Jahrhundert vor Christus bis ins späte Mittelalter sollten die Folgerungen für die jeweilige Aufgabe des Editors gezogen werden; eine neue Forderung, die nur zögernd in ihrer Bedeutung erkannt und erfüllt wurde. Auf der anderen Seite suchte Wolf Schritt für Schritt den Weg rückwärts vom dritten Jahrhundert bis zur mutmaßlichen Zeit der Abfassung der Gedichte zu finden; dabei enthüllte er ein für allemal die *geschichtliche* Ausnahmestellung des homerischen Epos, ein unüberschaubares Feld von Problemen bis zur Gegenwart. Ein Fundamentalsatz in Wolfs berühmtem, ja berühmtem Homerbuch, den schmalen 'Prolegomena' von 1795, lautete: 'Amandae sunt artes, at reverenda est historia' – 'Liebe zu den Künsten, aber Ehrfurcht vor der Geschichte'. In Bentley's großen Plänen hatte neben Homer das Neue Testament gestanden; bei Wolf war es statt der Bibel Platon, der mit Homer und Sophokles Winckelmann inspiriert hatte. Auf beiden Gebieten, dem homerischen und dem platonischen, wurde der junge Poet und Philosoph Friedrich Schlegel zu stürmischen Entwürfen angeregt; sie waren es, die von der historischen Behandlung der homerischen Epen zur Literaturgeschichte hinführten und vom Versuch einer sinnvollen zeitlichen Ordnung der platonischen Dialoge zum Grundproblem der Entwicklung eines einzelnen Autors. Friedrich August Wolf hat schließlich (1807) für die Gesamtheit der griechisch-römischen Studien den Begriff der 'Altertumswissenschaft' erfunden, deren Ziel die 'Kenntnis der altertümlichen Menschheit' sein sollte. Die neue Prägung wurde nicht allgemein angenommen; eine treffende Bezeichnung ist sie nur für die von Wolf ausgehende

spezifische deutsche Phase. Während noch bei Bentley ein religiöses Fundament erkennbar war und ein persönliches, fast naives Verhältnis zu den Autoren selbst und zu den Werken, ist diese 'Altertumswissenschaft' eine ausgesprochen weltliche und geschichtliche Angelegenheit.

Unter den unmittelbar folgenden Leistungen von Wolfs Schülern ragen die von August Böckh durch ihre Universalität hervor: der monumentale Pindar, die Platonstudien, die Staatshaushaltung der Athener, das Corpus der griechischen Inschriften, die Enzyklopädie und Methodologie. Im Zusammenhang mit solchen Taten Böckhs und ähnlichen großen Taten anderer Zeitgenossen erhob sich das Selbstbewußtsein der Philologie zu dem Versuch, eine im höchsten Sinne allgemeine Bestimmung ihres eigenen Wesens zu geben. Böckh verkündete im Rahmen seiner Enzyklopädie: 'Die Philologie oder, was dasselbe sagt, die Geschichte ist Erkenntnis des Erkannten.' Mit dem 'Erkannten' sind alle Vorstellungen und Begriffe gemeint, alles vom menschlichen Geiste Produzierte. An Böckhs scharfe Definition knüpfen bis zum heutigen Tage die Auseinandersetzungen an, ob sie von der Philosophie oder von der klassischen Philologie oder von anderen Philologien ausgehen, ob sie zustimmen oder ablehnen oder berichtigen.

Die Stellung der Philologie innerhalb der geistigen Welt der klassischen und romantischen Epoche war die einer eigenen unabhängigen wissenschaftlichen Macht neben den großen philosophischen Bewegungen; sie konnte sich nach außen gegen etwaige Übergriffe von romantisch-philosophischer Seite in ihrer strengen Eigenart behaupten, wie sie es im Hellenismus gegenüber der Stoa vermocht hatte; wie damals blieb sie auch jetzt aufnahmebereit für das ihr Gemäße und Zuträgliche. Im Innern hatte sich eine Wandlung vollzogen, die von der ganzen Vergangenheit her gesehen etwas Revolutionäres an sich hatte. Die Philologie war eine geschichtliche Wissenschaft geworden von Winckelmann über Wolf zu seinen Schülern, und sie war sich dessen auch theoretisch bewußt. Dabei war die Wertung der klassischen Werke zunächst geblieben, unter denen die griechischen den absoluten

Vorrang einnahmen, wie nie zuvor. Eine neue Problematik tat sich damit auf. In den nachromantischen Generationen wandten sich viele mit Leidenschaft gegen ein idealisiertes, klassizistisches Griechenbild und verfochten einen historischen Realismus und Radikalismus, um das, wie sie meinten 'wahre' Bild der alten Welt zu gewinnen. Dabei halfen neu erschlossene Quellen aus den Bodenfunden, aus Inschriften und Papyri in ungeahnter Fülle. Die frühe vorhomerische Welt, die aegaeische, und der vordere Orient machten ihre Ansprüche geltend, auf der anderen Seite der Hellenismus und die Epoche des Übergangs zum Mittelalter. Die Forschung wurde zur vielbeklagten Spezialisierung genötigt; diese wiederum führte zur Präzisionsarbeit im Handwerklichen. Wenn man freilich auf die sich übermächtig entfaltenden exakten Wissenschaften eifersüchtig wurde und es ihnen allzu genau nachzumachen suchte, so vergaß man, wie schön Jacob Grimm für den 'Wert der ungenauen Wissenschaften' um die Mitte des vorigen Jahrhunderts in einem so betitelten Vortrag eingetreten war. Ja, wir durften es selber erleben, daß es mit der Exaktheit der beneideten Wissenschaften nicht mehr so sicher steht wie zu Jacob Grimms seligen Zeiten. Bedenklicher als solch ein Schielen nach einem falschen Vorbild, mit dessen weltbewegenden Erfindungen und Entdeckungen die Philologie niemals in Wettbewerb treten konnte und kann, war die Neigung zur radikalen Historisierung und Relativierung. Die Texte der klassischen Werke wurden der Gefahr ausgesetzt, nur mehr als geschichtliche Zeugnisse, als Zeit- und Gesellschaftsdokumente behandelt zu werden. Im Gegensatz zu allen anderen Wissenschaften, die es auch mit Texten in verschiedener Weise zu tun haben, wie die Theologie, die Rechtswissenschaft, die Geschichtswissenschaft, die Sprachwissenschaft, geht es der Philologie von Anfang an um die Texte als solche, um ihre Reinheit, Wahrheit, Echtheit; es geht ihr darum, den Wortlaut und den Sinn der klassischen Werke selbst zu erhalten, herzustellen, wiederzuerkennen. Schon in der Zeit der Wandlung wurde die Gefahr nicht ganz übersehen. Jene Überbetonung des Geschichtlichen, ja der zitierten Gleichsetzung von Philologie und Geschichte bei Böckh und seinen Freunden und Schülern

trat Gottfried Hermann entgegen, dessen Arbeiten und Gespräche über Tragödie und über Metrik für Goethe und für Wilhelm von Humboldt oft noch wichtiger waren als die von Friedrich August Wolf. Hermann war kein einseitiger Griechenschwärmer; er war des Lateinischen kaum minder mächtig als des Griechischen, und seine Leipziger Schüler, Karl Lachmann und Friedrich Ritschl, brachten dann das zurückgesetzte Studium des Lateinischen wieder zu Ehren. Hermann stand in der großen alten Linie der *euro-päischen* Gesamttradition fester als in der wesentlich deutschen Winckelmannschen Sonderlinie. Er fragte, ob etwas richtig oder falsch, ob es gut oder schlecht war, ob die erkannte Sache einen Wert hatte. Es ist bedeutsam für die Philologie, daß durch seinen am frühen Kant geschulten Geist ein gewisses Gegengewicht gegen den Historismus von Anfang an vorhanden war. In diesem entscheidenden Punkt war mit ihm Friedrich Gottlieb Welcker, sonst vielfach sein Antipode, völlig einig. In seiner noblen Bonner Rede von 1841 'Über die Bedeutung der Philologie' erinnerte Welcker warnend an den 'halbvergessenen Namen des *classischen* Altertums', und stellte fest, daß die Philologie nicht als ein Abschnitt in die Historie übergehen kann. Aber der Siegeszug der geschichtlichen Forschung war nicht aufzuhalten. Gerade der, der in jungen Jahren Welcker so nahe gestanden hatte als ein meisterlicher Übersetzer des Aeschylus und Aristophanes, Johann Gustav Droysen, gehörte als Historiker des Hellenismus zu den Bahnbrechern, und in den folgenden Generationen vollendeten Mommsen und Wilamowitz in triumphaler Weise die Historisierung der 'Altertumswissenschaft'. Es ist ein seltsames Schauspiel, wie die sich nun ohne Sinnggebung humanistischer oder christlicher Art autonom fühlende Wissenschaft zum Glaubensersatz wird, der gewissermaßen an die Stelle des Glaubens an das Hellenentum selbst tritt. Und doch ist ein gefühlsmäßiges Widerstreben gegen die völlige geschichtliche Relativierung nie ganz geschwunden; auch Wilamowitz – um bei diesem größten Repräsentanten zu bleiben – konnte nicht umhin, sich als Verkünder antiker *vorbildlicher* Größe zu fühlen, wenn er von der Tragödie oder von Platon predigte, obwohl er sonst zu betonen

pflegte, 'die Antike als Ideal sei dahin'. Eine solche für die Zeit um 1900 charakteristische, nicht widerspruchsfreie Haltung verlangte nach einer Klärung, wenn nicht der gefährliche Aberglaube einer im Grunde doch wertfreien Wissenschaft auch auf unserem Felde wuchern sollte. An dieser Stelle darf dankbar daran erinnert werden, daß schon bald nach der Jahrhundertwende Otto Crusius von der Philologie her als erster seine Stimme für den Versuch einer solchen Klärung erhoben hat, gerade hier in München, wo er dann im ersten Weltkrieg von unserer Akademie zu ihrem Präsidenten gewählt wurde. Er sprach nicht mehr von 'Vorbildern', von klassischen Mustern, sondern forderte, die Grundkräfte des hellenischen Geistes zu erkennen und sie lebendig zu erhalten für die eigene Zeit. Alle diese nun sich mehrenden Versuche, innerhalb der Altertumswissenschaft neue ordnende Gesichtspunkte zu finden und womöglich zu einer Art neuer Wertordnung zu kommen, sind in der Sache und in der Methode recht verschiedenartig; aber sie haben – auch schon bei Crusius – das eine gemein, daß sie sich nur auf der deutschen Linie der letzten zweihundert Jahre weiterbewegen.

Dies war in der Tat eine fruchtbare und auch an Anregungen reiche Epoche gewesen, die auf andere Sprachgebiete, die der modernen Philologien vor allem, hinüberwirkte, und auch auf andere Länder. Aber so sehr Winckelmann dort bewundert und Wolf oder Böckh und ihre Nachfahren auch dort geschätzt wurden, die romanischen, die angelsächsischen und die anderen Nationen haben sich nie jenem Griechenglauben ergeben und sie haben sich nie jene Überbetonung des Geschichtlichen und jene Selbstglorifizierung der historischen Wissenschaft angeeignet. Durch ihre beharrlichere Pflege der Tradition mag ihnen manches Gute entgangen sein und manches weniger Gute erspart geblieben sein. Vor der letzten relativ kurzen Zeitspanne von 1760 bis 1960 liegen volle zweitausend Jahre einer europäischen Vergangenheit von Griechenland über Rom und Byzanz zu den modernen Nationen. Auch durch diese bescheidene Skizze, die nur die Höhenlinie des für alle Zeiten Bedeutsamen nachzeichnen wollte, ist gerade dieser universale europäische Zusam-

menhang offenbar geworden. Der deutsche Neohellenismus und seine Gefolgschaft mit der Leidenschaft für die griechische geschichtliche Welt hatte manche Einbuße zur Folge: die frühere Schätzung des Römischen und die der christlichen Antike, ja die innere Verbindung mit dem Christentum selbst und jener unmittelbare liebende Umgang mit allen guten antiken Geistern waren gefährdet. Auf dem lateinischen Gebiet war der Mangel am stärksten fühlbar und da ist auch am meisten geschehen, um den Verlust auszugleichen und den Eigenwert der literarischen Schöpfungen neu geltend zu machen, nicht ohne daß man sich von den großen Latinisten der Vergangenheit dabei helfen ließ. Die frühchristlichen Texte und Dokumente aber sind z. B. von Eduard Schwartz im Geiste der gewaltigen Franzosen des 16. und 17. Jahrhunderts, denen er sich verwandt fühlte, in seine großartige Forschung miteinbezogen worden, die noch manchen in unserer Akademie in lebendiger Erinnerung ist. Ein im Grunde primitiver Paganismus färbte seit Winckelmann bis in unsere Tage nicht ganz unbedeutende Teile des philologischen Schrifttums in mitunter seltsamer Weise. Sollte eine ernste Besinnung auf die innere und bewußte Verbindung der Christianitas von Petrarca über Erasmus zu Scaliger und Bentley nicht auch hier zu einem Wandel mithelfen können? Man möchte es hoffen. Es waren, wie wir sahen, die Individuen, die die Wissenschaft fortführten, aber sie bildeten über die Jahrtausende hin eine freie, die Welt umfassende geistige Gemeinschaft: an ihrem Bilde könnte sich ein wahres wissenschaftliches Weltbewußtsein aufrichten.

Damit komme ich zum Schluß. In der Rückbesinnung auf das Vorbildliche in ihrer eigenen Geschichte kann die Philologie – wie andere Wissenschaften auch – Kräfte sammeln gegen die Ungunst von Zeiten, die laut und hastig sind und von Kontemplation, Askese und Ehrfurcht wenig wissen wollen; die philologische Arbeit ist still und langsam und kann nicht gedeihen ohne etwas Mönchisches im ehrfurchtsvollen Umgang mit den Meistern der antiken Poesie und Prosa, zu denen jeder einzelne sich selbst von neuem und von vorne seinen Zugang erarbeiten muß. Aber diese Arbeit kann auch nicht gedeihen, wenn sie sich abschließt von

der Weltliteratur der Vergangenheit und der Gegenwart; die zeitgenössische Dichtung war im Hellenismus und immer wieder in guten Zeiten ein entscheidender Antrieb gewesen. Die literarische Neugier kennzeichnet den Philologen, nur muß sie sich im Gleichgewicht halten mit der leidenschaftlichen Hingabe an das als wahr erkannte Alte. Die klassische Philologie ist darum etwas weniger anfällig für die bloßen Moden der Literatur und Philosophie, und sie kennt kaum jenes hektische Verlangen nach Publizität. Ja, wir alle wissen, die Epitheta 'philologisch', wie mitunter auch 'akademisch' werden gern dem Tages-Fremden, Nicht-Zeitgemäßen angehängt; freilich auch dieser Spott ist ein fester Gemeinplatz im langen Leben der Philologie, und zwar von der Person des zuerst genannten Philitas und von dem Kreis des alexandrinischen Museions an, als man 'die im Musenkäfig gefütterten Bücherkritzler' verlachte; ein heutiges besonders fortschrittliches öffentliches Organ hat die Altertumswissenschaft kurzerhand eine 'Mumie' genannt. Aber gegen diese üblichen Unfreundlichkeiten schützen seit alters Humor und Ironie, deren unerreichter Meister Erasmus war. In einer so experimentierfreudigen, unsteten Gegenwart, die mitunter in ein satanisches Chaos auszuarten droht, möchte man eine Tugend gerade darin sehen, daß die Philologie gegen hemmungslosen blinden Fortschritt an Maßstäbe der erprobten Überlieferung mahnen will. Aber nicht nur der Fortschrittsmanie, auch einem modischen Verfallspessimismus vermag die Philologie zu begegnen im Bewußtsein ihrer Aufgabe, die im Grunde heute die gleiche ist wie in den Anfängen: in immer neuem Ansatz für die jeweils Lebenden das als schön und wahr erkannte Alte zu bewahren und verständlich und fruchtbar zu machen. Jene großen Sprachschöpfungen mögen zwar von Zeit zu Zeit in den Schatten treten und dem Blick zu entschwinden scheinen, aber sie werden nie ganz vergessen und verloren. Mit diesen Schöpfungen selbst aber ist die erkennende Philologie von ihrem Ursprung her verbunden und seitdem von ihnen untrennbar. Darum schien mir die Entstehungsgeschichte im frühen Hellenismus so besonders wichtig zu sein, und dann die Tatsache des unmittelbaren liebenden Umgangs mit den Dichtern; denn

darin liegt ihr Anspruch auf Dauer, darum ist sie perennis. Auf sie kann jener letzte Vers übertragen werden, mit dem Hölderlin sein Gedicht 'Andenken' ausklingen läßt, und der auch unser letztes Wort sein soll:

‘Was bleibt aber, stiften die Dichter.’